man ab, indem man es — über einen schwarzen, magisch bewehrten Streifen hinweg — mit einem Ringwall (cakravāla) umgibt, der in sechsfacher Wiederholung, der Zahl der Objektgebiete und Sinne, die vier Farben der vier groben Elemente (grün Erde, rot Wasser, blau Luft, gelb Feuer) zeigt.

Hiermit ist der Gang der Emanation (sṛṣṭikrama) in der Meditation vollendet. Von der Leerheit des Diamantleibes (vajrakāya) des Buddha Vajrasattva hat man, mit diesem und seiner Diamantwelt (vajradhātu) eins seiend, den Kosmos durch Emanation der Vorstellungen magisch erschaffen und so meditativ erlebt, daß die Sinnenwelt des Kosmos aus der Leerheit des Absoluten hervorgeht.

Daher spricht man am Ende des Ganges der Entfaltung alles zusammenfassend: „Oṃ, mein Wesen (sattva) ist der Diamant (vajra). — Ich bin der lautere Diamant alles diamantenen lauteren Wesens (cf. Vajrasattva!)" (vgl. diesen Spruch Zimmer, p. 86).

Nach dem Erleben dieses Kernes der Meditation, indem immer der rote Faden (Leerheit gleich Sinnenwelt) festgehalten wird, kommt der Gang der Einschmelzung (layakrama), indem in umgekehrter Reihenfolge (Sinnenwelt gleich Leerheit) ein Symbol nach dem anderen wieder eingeschmolzen wird: erst der Ringwall, dann der Lotosrand, dann der Erdkreis usw., bis zum Schlusse nur noch der Diamantkeil der Mitte übrig bleibt, dann verschwindet auch dieser.

Hiermit ist die Meditation zu Ende, und es verbleibt die innere Erfahrung von Einheit der eigenen Person und der Welt mit der Leerheit des Absoluten, aus der die ganze Weltschöpfung entstanden und in die sie wieder verschwunden ist:

„Die Leerheit, das ist die Sinnenwelt,
Die Sinnenwelt, das ist die Leerheit."

AUS DER CHINESISCHEN LITERATUR

DER TAUBE DSCHENG

NOVELLE VON WANG HSIANG-TSCHEN
DEUTSCH VON PROF. ERICH SCHMITT, BONN

Nach den Aussagen der alten weißhaarigen Leute war der taube Dscheng ein Mann aus I Dschou, der sich eines Jahres, als die Ernte ungünstig ausgefallen war, in unserem Dorfe Sung obdachlos herumgetrieben hatte. Er hatte wohl einen Namen und auch einen besonderen Rufnamen, aber wir jungen Leute

wußten nur noch, daß er Lung Dscheng, der taube Dscheng, hieß, aber nichts weiter, auch nichts, was er sonst noch von seiner Sippe und Generation erzählt haben mochte. Und auch sein Unglück, seine Verlassenheit konnte ich erst beurteilen, als ich selber etwas älter geworden war. Zu Anfang wußte ich nur, daß er ein erwachsener Mann war, der für uns Kinder die größte Freude und gleichzeitig unser Vertrauter war, aber mehr nicht. In bezug auf das Schicksal seiner beiden Ohren wußte schließlich kein Mensch, in welchem Jahr oder Monat es sich vollendet hatte, daß die beiden Organe ihm ihren Dienst verweigerten. Ob er nun aber wirklich etwas so Unerhörtes getan hatte, was Himmel und Vernunft verletzte, daß dieser ihm ein so schweres Schicksal senden mußte? Nur über das eine war sich jeder klar, daß der tiefere Grund dazu in seiner Freude am Spiel mit einer Vogelflinte lag.

Wenn die Dorfjugend die Muße nach der Feldarbeit ausnutzte, dann bereitete es ihr Freude, auf die unbebauten Felder zu gehen, um Hasen zu fangen oder Vögel zu jagen. Wenn sie aber ihre Vogelflinten herrichten und Schießpulver herstellen wollten, so blieb ihnen nichts weiter übrig, sie mußten zu Dscheng, dem Tauben, gehen und ihn um Rat bitten. Und er unterwies sie auch in der freundlichsten und genauesten Weise. Doch kam es vor, daß er ihnen gelegentlich in bedauernder, klagender Form antwortete. „Ich mahne euch aufs beste", so pflegte er dann zu sagen, „suchet euch irgendein anderes Spiel aus; mit der Flinte ist gerade kein leichtes Spielen. Seht her," — und bei diesen Worten zeigte er auf seine beiden Ohren — „das ist auch ein Vorteil von dem Spielen mit der Flinte. Und meine Häuser, meine Felder und Gärten, — das alles habe ich auch noch durch dieses Eisenrohr hindurchgejagt."

Weil der taube Dscheng im allgemeinen nicht leicht das Echo der anderen Menschen auf seine eigenen Worte vernehmen konnte, so hatte er immer, wenn er die Menschen ansah, ein leises zurückhaltendes Lächeln. Wie er auf irgendetwas reagierte, ob mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit, das offenbarte sich nur in der Tiefe seiner Lachfalten um den Mund. Im übrigen schien er sich jedoch sehr nach dem Sprichwort zu richten: „Das Unglück kommt aus dem Munde". Eine andere Redensart lautet: „Von zehn Tauben sind neun stumm"; und auch von dieser Regel bildete Dscheng so gut wie keine Ausnahme.

Wie die einzelnen Menschen auf sein Verhalten reagierten, war durchaus nicht gleichartig. Die einen sagten: „Bei ihm sind die fünf Sinne nicht mehr ganz in Ordnung, aber weil er keine Angehörigen mehr hat, so ist er wirklich zu bemitleiden." Andere aber wiederum verachteten ihn, weil er so einsam und verlassen war, und dabei beruhigten sie sich. Und schließlich gab es solche, die ihn verlachten, weil sie das Verlachen eines Menschen für schön hielten,

und die ihn bis ins allerkleinste verhöhnten. Dscheng aber hatte für alle, wer auch immer es war, nur sein obligates Lächeln. Unter den Kindern gab es jedoch keines, das ihn nicht liebte; und er schien auch ein ganz besonderes Vermögen zu haben, das Lachen der Kinder hervorzulocken. Sobald die Kinder ihn trafen, dann zeichneten sie vor ihm zahlreiche Kreise in den Sand, um sein Gesicht zu konterfeien. Er aber schnitt allerhand Grimassen und jagte hinter den Kindern her. Aber jedes von ihnen wußte, daß, wenn es von ihm ergriffen wurde, er es nur einmal hochhob und dann wieder hinsetzte, und damit war die Sache erledigt. Die Kinder aber benutzten die Gelegenheit, wenn er sie hochhob, gerade in dem Augenblick ihn an den Ohren zu zupfen oder in die Nase zu zwicken.

Wenn er aber mit irgendwem, ganz gleich, ob es ein Erwachsener war oder ein Kind, über seine Jagdgeschichten zu plaudern anfing, dann waren seine Lebensgeister auf einmal verhundertfacht. Seine Rede glich dann den Wassern des Huangho, wenn er einen Damm durchbrochen hat; niemand konnte ihn mehr aufhalten. Und wenn er dann gerade in gehobener Stimmung leidenschaftlich erzählte, wie er die Beute aufs Korn genommen und dann abgedrückt habe, — und du wolltest dich von ihm trennen; du hättest eher drei Kotaus vor ihm gemacht, als daß er dich hätte gehen lassen. Und wenn du als Vorwand gebrauchtest, du müssest frühstücken gehen, dann hätte er dir sicher einen kleinen Imbiß gekauft und dich zurückgehalten.

Wie ein alter Krieger, der viele Schlachten mitgemacht hat, so erzählte er unaufhörlich von seinen früheren Jagderlebnissen. Die Dorfbewohner, die wenig von der Welt kennen gelernt hatten, hörten ihn erzählen und fanden es immer noch interessanter, als den Geschichtenerzählern zuzuhören. Was er besonders zu erklären liebte, war die Jagd auf Wildgänse; denn darauf verstand er sich ganz besonders. Und dann legte er los und schilderte in einem Wortschwall diese Jagd.

„Im Spätherbst, wenn draußen jenseits der Großen Mauer in der Mongolei das Gras der Wiesen sich verfärbt und gelb wird, machen sich die Wildgänse auf, um gen Süden zu ziehen. Bricht dann der Abend herein, so übernachten diese Herbstwildgänse dort in dem Wiesengras und schlafen immer paarweise mit verschlungenen Hälsen einen angenehmen, wohltuenden Schlaf. Die Wildgans aber, die ihren Gefährten verloren hat und ganz allein ist, muß für die andern Wache halten. Die Jäger verkleiden sich nun als Holzfäller, verbergen ihre Flinte in dem Korb mit Brennholz und verstecken sich tief in dem wildwachsenden Gras. Wenn sie dann glauben, daß die Tiere gerade im tiefsten Schlaf sind, wirft einer plötzlich einen Stein nach jener wachehabenden

einsamen Wildgans, nur um sie einmal aufzuschrecken. Diese nun ihrerseits ruft sofort all die andern wach, da sie glaubt, daß Feind und Gefahren drohen. Nachdem sie alle geweckt hat, wird ganz genau nach der Ursache geforscht. Da nun aber keine Spur einer Gefahr zu finden ist, so wird jene einsame Wildgans des falschen Alarms beschuldigt und von allen eine Weile angezischt. Geschieht das nun noch zwei-, dreimal hintereinander und hat die wachehabende Wildgans ohne ihr Verschulden sich noch ein paarmal diesen Tadel zugezogen, so ist sie wohl im Herzen ärgerlich darüber und erträgt es nicht länger, so daß sie nicht noch einmal ihre Pflicht zu erfüllen gewillt ist. Dann aber können die Jäger ganz mühelos die Tiere ergreifen, und wenn sie zurückkehren, hat jeder von ihnen einen ganzen Korb voll großer, fetter Wildgänse."

Besonders schmerzlich war es für Dscheng, von der Tigerjagd zu berichten. Einmal lagen sie, zusammen sechs Mann, im Hinterhalt kauernd, auf einem hohen Berge. Sie lauerten einem Tiger vor seiner Höhle auf und beratschlagten gerade, welche Maßnahmen man zu seiner Ergreifung treffen müsse. Da, als sie noch unverwandt auf die Höhle blickten, sahen sie einen schwarzgefleckten Tiger ganz gemächlich herauskommen. Seine beiden Augen glichen einem Paar kleiner Laternen. Dscheng wollte, wie er selber vorgeschlagen hatte, zuerst auf die Augen zielen. Aber der Mut seiner fünf Jagdgefährten war so klein wie der einer Ratte, und so erlaubten sie ihm nicht, die Hand zu rühren. Er solle warten, bis sie Helfer geholt hätten. Der Tiger aber schien gleichsam im voraus von dieser Nachricht Kenntnis genommen zu haben; denn er war bereits auf und davon gelaufen. Darüber aber empfand Dscheng sehr großen Kummer; denn es kam ihm nicht aus dem Sinn, daß er in seinem ganzen Leben noch keinen Tiger gefangen hatte und daß somit an seinem eigenen Heldentum noch ein gewisser Bruchteil fehle. Hätte er damals noch zwei Schützen mitgehabt, die ebenso geübt gewesen wären wie er selbst, so wäre der Tiger nach seiner Meinung von ihrer Hand erlegt worden. Aber das war eine völlig aussichtslose Sache, gab es doch in der ganzen Welt keinen zweiten so geübten Schützen wie ihn!

Es war aber wirklich erstaunlich, wie Dscheng durch seine Schützenkunst alle anderen in der Tat überragte! Wenn er einem flinken Specht, der futtersuchend um den Baum herumkletterte, das linke Auge blind schießen wollte und er ihm dabei auch das rechte verwundete, so hielt er das für die größte Niederlage. Wenn die Leute seine seltene Fähigkeit sehen wollten, so bestimmte er gewöhnlich eines der Beine eines kleinen Hahns als Zielscheibe.

Wenn ich von seiner Schützenkunst gesprochen habe, so sei bemerkt, daß es sich damit gleichwohl nicht so verhält, als ob er nicht Schweres hätte durch-

machen müssen, um diese Fähigkeit zu erreichen. Immer erzählte er, daß er in der Jugend kein geringes Vermögen besessen, es aber durch dieses Spielzeug vollständig verschwendet habe. Seitdem er sich in unserem Dorfe Sung obdachlos herumtrieb, hatte er für die einigen zehntausend Käschstücke, die er jedes Jahr als Arbeiter verdiente, Pulver für seine Flinte gekauft. Kurzum, lieber konnte er ein halbes Jahr lang seinen Kopf nicht rasieren lassen und im Winter keine wattierte Jacke tragen, als daß er es fertig gebracht hätte, nicht zu schießen. Er hatte an Schmerzen und Kummer mehr durchgemacht, als Menschen zu ertragen vermögen, und alles nur, um in den Wäldern am Abhang jener Berge nach der Freude zu gieren, die ihm der dröhnende Knall des Flintenschusses bereitete.

Jedesmal, wenn er mit seiner Beute auf dem Rücken, einigen wilden Kaninchen und Raben, nach Hause kam, schloß er die Haustür ab und starrte mit aufgerissenen Augen auf den Haufen Jagdbeute; und es schien, als freue er sich und bewundere die vortrefflich schönen Wundmale der Tiere, wo er sie getroffen. Und wenn er sich satt gesehen, dann zeigte er ein geradezu wahnsinniges Gebaren; bald war er erschreckt, bald hocherfreut, bald zielte er wieder und bald seufzte er mitleidig, ganz wie ein großer Philosoph, der einen neuen Gedanken gefunden. Dann, mit dem Ausdruck der Freude auf dem Gesicht, brachte er seine Jagdbeute heraus und verteilte sie an seine Nachbarn.

Er hatte auch eine große Freude daran, Kürbisse zu pflanzen. Dies aber hatte auch nur seinen Grund darin, daß er das Spiel mit seiner Vogelflinte so sehr liebte. Denn wenn die Zeit gekommen war, wo man die grünen Gazenetze als Vogelscheuchen spannte und wo Reis und Hirse die Felder bedeckten, waren die Vögel und Vierfüßler nicht leicht mehr zu entdecken. In einem Kürbisfeld jedoch war es nicht nur schwer für die Vögel und Tiere, sich zu verstecken, sondern dieses Feld vermochte auch ganz besonders die Tiere anzulocken. Demzufolge hatte er wieder eine Gelegenheit, seine kriegerische Tätigkeit auszuüben.

Seine Geschicklichkeit im Kürbispflanzen stand der im Schießen auch nicht im geringsten nach. Die Methode des Kürbispflanzens in unserem Dorf war meistens die der Leute aus Schantung; Dscheng aber hatte erklärt, daß er die Schantunger tot ärgern wollte. Er wußte, wieviel Stück er auf einem Morgen zu pflanzen habe und wieviel Kürbisse jeder Steckling bringen würde. Er konnte auch, wie die Leute von ihm behaupteten, veranlassen, daß unter dem zweiten Blatt ein Kürbis käme; dann war es sicher, daß der Kürbis sich nicht auf dem dritten Blatt entwickeln würde.

Wenn auch die Leute über die Art, wie Dscheng die Kürbisse pflanzte, voll des Lobes waren, alle gleicherweise, so war es doch unvermeidlich, daß einige gegen seinen Kürbisgarten eine feindliche Stimmung hegten. Und das kam ganz zweifellos daher, weil er bei der Bewachung desselben so übergenau und eifrig war; so daß keiner, wer es auch war, so leicht dazu kam, auch nur die Hälfte eines Kürbisses zu kosten, und das sogar schon in der Zeit, wo die Früchte noch gar nicht reif waren. Wenn wirklich welche daran dachten, die dunkle Nacht auszunutzen, um einige zu stehlen, so fürchteten sie doch wiederum seine stets zielsichere Flinte. Daß er nun eine solche, nicht gerade sehr kostbare Sache doch so hochschätzte, lag nicht etwa an seinem Geiz; nein, er hatte nur selber kein Feld, sondern vielfach von anderen eines gepachtet. Mithin gehörten die Kürbisse ihm nur zur Hälfte; und anderer Leute Dinge jemandem als Aufmerksamkeit zu schenken, schien ihm nicht richtig. Wenn man aber noch unreife Kürbisse abpflückte, so sagte er, das sei etwas, was der erhabene Himmel nicht erlaube.

Seinem Hauswirt Dschang Wu Wen hatte er drei und einen halben Morgen Land mit den feinen Saatkörnern der Wassermelone bepflanzt. Wie Fußbälle so groß waren sie geworden und bedeckten das ganze Feld, und das reizte die Begehrlichkeit und Bewunderung eines Teils der Leute sehr. Es war gerade in der Zeit des Reifens, aber die Früchte waren noch nicht ganz reif, als die Tochter des Hauswirts, der gleichzeitig auch der Besitzer des Grundstücks war und der Dscheng Kleider, Essen und Wohnung gab, an einer seltsamen Krankheit litt, wo sie unbedingt Wassermelonen essen mußte. Dschang Wu Wen ging in Dschengs Garten und pflückte sich zwei große Melonen ab, weil er das für eine Bagatelle hielt. Dscheng jedoch sah darin ein eigenmächtiges und schändliches Verhalten, wie es in der Welt kein schlimmeres geben könne. Und erzürnt schnitt er einen Kürbis nach dem andern ab und schenkte sie dem Hauswirt. Der Erfolg war, daß er ausziehen mußte.

Die Art, wie der taube Dscheng sein Melonenfeld behütete, muß man wirklich tatkräftig nennen. Vom Säen bis zum Ziehen des Sämlings trennte er sich kaum für kurze Zeit von seinem Stück Acker. Und waren dann die Melonen groß geworden, so behütete er sein Feld gleichwie Geister, die plötzlich erscheinen und ebenso plötzlich wieder verschwinden. Mitunter kletterte er auf einen Baum, mitunter stand er auf dem Dach einer Hütte. Es kam auch vor, daß er mitten in der tiefsten Nacht, wenn alle Menschen ruhten, seine Vogelflinte über die Schulter nahm und an der wichtigen Straßenmündung sich aufstellte, um die kleinen Spitzbuben, die ihm die Melonen stehlen wollten, abzufangen und zu schlagen. Dieses sein Verhalten aber paßte sehr wenig zu

der bekannten Redensart „An schiefen Melonen und gespaltenen Datteln darf man sich satt essen. wenn man ausgeht". Und so war es kein Wunder, daß die Leute ihn haßten. Die Grundbesitzer jedoch freuten sich über die Maßen, daß er so war; daher war sein Lebensunterhalt ganz so sicher wie zuvor.

Daß nun aber der taube Dscheng immer weiter sein Leben so bequem und zufrieden führen sollte, war etwas, das den Wunsch der Menschen doch nicht gänzlich zufriedenstellte. Die Tatsache, daß er ein einsamer, verlassener Tauber war, der überdies noch aus einem andern Dorf stammte und der doch in seinem Vorratstopf immer Reis hatte, der immer einen Anzug auf seinem Körper trug, — das alles konnte es schwerlich vermeiden, nicht den Neid der Dorfbewohner zu entfachen. Doch dem Neid der Dörfler folgte unmittelbar die Eifersucht. Unter den Neidern aber die schlimmsten sind die Schmeichler; denn mit ihren scherzhaften, schmeichlerischen Redensarten verbreiten sie überall hin die gefährlichen Samenkörner. Der taube Dscheng aber war ein viel zu ehrlicher, gutmütiger Mensch, als daß er nicht doch in die Netze seiner Dorfgenossen gefallen wäre.

Eines Sommertages nun geschah es, daß Dscheng von irgendeinem, ihm unbekannten, edlen Manne dahin belehrt wurde, daß es mit ihm wegen seiner Geschicklichkeit, lebende Wesen zu töten, schließlich doch kein gutes Ende nehmen könne. Daraufhin schenkte Dscheng nicht nur seine Vogelfinte weg, die er vierzig Jahre bei sich getragen, sondern er opferte auch im Hause der alten Frau Dschang vor dem Bodhisattva zehn Schnüre zu je tausend Käschstücken. Zufällig war in diesem Jahre die Ernte seines Melonenfeldes außergewöhnlich gut; das war also innerhalb der sichtbaren Welt die offenbare Manifestation einer deutlichen Vergeltung von Ursache und Wirkung.

Dscheng war inzwischen fünfzig Jahre alt geworden, aber noch konnte er es nicht vermeiden, daß die Frauen ihn in Versuchung brachten; und da wollte plötzlich die alte Frau Dschang die Heiratsvermittlerin spielen. Dscheng, der weder ernstlich darüber nachgedacht hatte, noch mit sich selbst zu Rate gegangen war, nahm sein sauer verdientes Geld und gab es ihr als Verlobungsgeschenk. Es dauerte aber nicht lange, und das ganze Dorf hatte seinen Skandal; man beeilte sich zu verbreiten, daß der taube Dscheng bestohlen worden sei.

Sein schweres Schicksal bestand ja nun einmal darin, daß er offenbar eine Reihe von Käschstücken besaß, andererseits aber augenscheinlich darin, daß er keine Flinte mehr hatte. Unter denen, die des Geldes wegen kamen und ihm schmeichelten, waren zwar auch solche, die wunschgemäß ihre Erfüllung bekamen, aber es waren auch solche darunter, die nicht zufriedengestellt

waren. Daher geschah es, daß, als er im Winter drei Tage krank daniederlag, er zweimal einen „Gentleman auf dem Dach" hatte (wie man euphemistisch den Dieb nennt), der ihm einen Besuch abstattete.

Dscheng hatte bereits flehentlich diese Diebstahlsfälle dem Dorfältesten und Schulzen vorgetragen. Aber solche Dinge halten die Bauern, wenn sie nicht gerade in ihrem eigenen Hause passieren, nicht durchaus für wichtig. Die Art aber, wie der taube Dscheng, in seiner Erregung mit Händen und Füßen demonstrierend, erzählte, wie er die Diebe gesehen und wie sie nach seinem Gelde gesucht, schien deutlich allen Leuten ein seltenes Vergnügen zu sein. Der Erfolg war schließlich der, daß der Dorfschulze höhnisch ausrief: „Ja, ja, sobald man Geld hat, nimmt man eine Frau, dann muß man aber auch sein Haus bewachen!" — Der Dorfälteste sagte belehrend: „Du bist selber zu unachtsam gewesen. Wir können deinetwegen doch keinen Rechtsstreit beginnen!" —

Den anderen aber machte Dscheng selber keine Vorwürfe, nur seinen eigenen alten Gewohnheiten, woraus alles entstanden war; und er seufzte tief auf. Dieses Mal bereute er, daß er jahrelang durch das Spiel mit der Flinte so viele Leben getötet hatte.

Die Bauern sprachen mit offener Freude von der komischen Erscheinung des tauben Dscheng und sagten, er sei von bösen Geistern besessen. Sobald er nur den Schatten eines Menschen erblickte, erschrak er und schrumpfte in sich selbst zusammen, und hörte er nur den Schritt eines Menschen, so zitterte er an beiden Beinen, gleichsam als wolle ihn jemand erwürgen. Wenn aber die Menschen mit ihren eigenen Augen einen Schwachen zittern sehen, so kann das die verschiedensten Erregungen hervorbringen. Je weniger er sich daher freute, jemanden zu sehen, desto mehr freuten sich die Menschen, ihn zu sehen. Besonders die alten Weiber mit mitleidigem Herzen meinten, das sei die Vergeltung, weil er so viele Leben getötet; und sie hatten nun einen neuen Stoff für die Belehrung ihrer Kinder und Enkel.

Aber die Zeit war wider Dscheng, sein Schicksal „hinkte", und plötzlich wurde er in der öffentlichen Meinung der allgemeine Feind des Dorfes. Und das geschah so: Eines Tages war er wieder ausgegangen, weil seine Krankheit fast ganz gut geworden war. Allein schon der Umstand seiner Genesung hatte bei den Leuten Ärger und Abscheu im höchsten Grade hervorgerufen. Und schließlich war er selber nicht vorsichtig genug: er kaufte dem Sohne der Witwe Dschang zwei mit Fleisch gefüllte kleine Pasteten. Daß er bisher Kindern Eßwaren kaufte, hatte, obwohl das doch eine ganz alltägliche Sache war, die Leute immer gefreut; daß er jetzt dem Sohn einer Witwe etwas kaufte, zeigte jedoch ganz klar, daß er noch besondere Absichten habe. Dschang Wu Wen,

sein erster Hauswirt, sprach aufgebracht mit Wang Yü, seinem zweiten Hauswirt, daß er diesen Menschen, der die Sitten aufs gröblichste verletzt habe, nicht länger bei sich behalten dürfe. Und Wang Yü hatte, seitdem der taube Dscheng ihm nicht mehr wie früher öfter mal Geschenke zustecken konnte, schon immer daran gedacht, ihn hinauszuwerfen; jetzt benutzte er das als Vorwand. Nun sagten die alten Weiber im Dorfe spöttisch, daß sie ihm in Zukunft verbieten würden, nochmals ihr Haus zu betreten. Und die jugendlichen Nichtstuer dachten obendrein daran, endlich einmal ihre Tüchtigkeit öffentlich zu zeigen und ihm unerträgliche Beleidigungen zuzufügen. Denn bekanntlich: „Gegen eine Mauer, die umfallen will, stößt ein jeder, und einen gebrechlichen Hund verprügelt auch jeder." So kam es, daß sie ihn schließlich in der Richtung nach dem westlich vor dem Dorf liegenden Tempel des Drachenkönigs hinausprügelten.

Es war winterliches Wetter; der Nordwind heulte fürchterlich, und aus dem tiefen Dunkel des Himmels fielen unaufhörlich Graupelschauer herab. Bei jedem Schritt, den der taube Dscheng tat, glitt er aus. Seine ganze Habe, die aus einer zerrissenen Decke, einem Kessel und einer Schale bestand, unter dem Arm, so verließ er seine kleine Strohhütte. Als er nun einsam am Rande des Weges unentschlossen stand, fielen ihm die Tränenperlen Tropfen um Tropfen in den Bart herab und schlossen sich zu einer Perlenschnur zusammen. Sein Lebensschicksal glich den Schneeflocken im leeren Raume, er ließ es durch den Nordwind hin und her wirbeln und vermochte nicht vorherzubestimmen, wo er seinen Körper zur Ruhe niederlegen würde. Da fiel ihm schließlich dieser Bettlerschlupfwinkel ein, der Tempel des Drachenkönigs.

Das war nun nicht etwa ein an Weihrauchfeuern und Besuch überreiches Tempelgebäude; nein, drinnen waren, abgesehen von einem Drachenkönig aus Lehm mit zwei verschimmelten Händen und Füßen und undeutlichem Gesicht und Augen, nur einige Aschenhäufchen, die übrig geblieben waren von dem Feuer, an dem Bettler sich gewärmt hatten. Hier war es aber, wie der taube Dscheng zum Trost sich sagte, immer noch besser als unter freiem Himmel. Aber im Dorf gab es noch eine Gruppe von Menschen wie die alte Frau Dschang, die Mitleid mit ihm hatten. Und in großherziger Weise sammelten sie in den verschiedenen Familien ein Bund Reisstroh zusammen und gaben es ihm zum Schutz gegen den Wind. Dann gab es auch ganz unerwartet Leute, die da seufzend sagten: wo er in einem zerfallenen Tempel schläft, ist es unmöglich, daß er nicht friert. Die Meinung des Dschang Wu Wen und Genossen aber war, daß er bei Lebzeiten schon seine Strafe bekam und daß es noch nicht so schlimm war, als wenn er in einen Brunnen gesprungen wäre, um zu sterben.

Übrigens an dieses einfache und kurze Verfahren hatte der taube Dscheng noch gar nicht gedacht; wohl deswegen, weil er gar keinen Brunnen hatte?

Und die Leute kamen in den Tempel gelaufen, gleich als ob es irgendein Wunder zu bestaunen gäbe. Absichtlich fragten sie nach allem möglichen, nach Essen und Trinken, ob er es warm oder kalt habe; er aber lachte mit den Leuten wie in alter Zeit. Durch das grausam lachende Antlitz der Besucher wurden nämlich die Tränen seiner Augen in den Magen zurückgedrängt; im Herzen war er betrübt, seine Augen aber waren dennoch trocken. Aber wie sollten ihm auch die Leute verzeihen können? Nicht einmal in dem verfallenen Tempel des Drachenkönigs hatte er ein Wohnrecht, weil man diesen für Neujahr als Spielhölle zurechtmachte.

Für die Leute des Dorfes war im ersten Monat nach dem alten Kalender das Spielen der einzige Zeitvertreib. Es schien, daß der Drachenkönigtempel als öffentlicher Platz der geeignetste Spielort war. Wenn daher der zwölfte Monat des alten Jahres zu Ende ging, waren schon immer einige passionierte Spieler da, die statt des Drachenkönigs im Tempel den Befehl zur Vertreibung der Gäste erließen. So wurde für den tauben Dscheng als letzter Termin der Tag vor Neujahr festgesetzt, an dem er ausziehen müsse. Wenn in gewöhnlichen Zeiten die Leute auch Dscheng höhnisch verlachten, so hatte es doch immer welche gegeben, die seiner gedachten; jetzt aber, wo das Jahr zu Ende gehen wollte, hatten die Leute alle Hände voll zu tun und keine Muße, an ihn zu denken. In vergangenen Jahren hatte auch er um diese Zeit dem Fest entsprechend Süßigkeiten und eingemachte Früchte sowie Feuerwerk und dergleichen gekauft, um sie dem Hauswirt und den Kindern der Nachbarn zu schenken. In diesem Jahre aber wußte er nur zu gut, daß niemand seine Geschenke annehmen würde. Und dennoch schien es ihm, als fühle er sich den beiden Enkeln des Dschang Wu Wen, dem Siau San und Siau Sï, gegenüber im tiefsten Herzen schuldig, wenn er ihnen nicht wenigstens ein ganz kleines Geschenk machte. Und aus diesem Zwang heraus kaufte er zehn Walnüsse und ein Paket schwarzer Jujuben und suchte die beiden Kinder auf, als er unerwartet auf Wu Wen stieß. Im selben Augenblick spannten sich die Saiten von Dschengs Herz; Wu Wen aber nahm nur aus der Hand des Siau San zwei schwarze Jujuben, ohne ein Wort zu sagen.

Dscheng kaufte einen Kopf Weißkohl, ein halbes Pfund bestes Mehl und bereitete sein Neujahrsfrühstück vor.

Es ist nicht leicht zu erklären, warum er das tat; aber nach der Sitte bei uns zu Haus muß man am Neujahrsmorgen Nudelklöße essen. Und trotz der gegenwärtigen Lebensumstände, in denen sich Dscheng befand, vermochte er

noch nicht, diese Sitte zu umgehen. Am Nachmittag des dreißigsten Tages des zwölften Monats hatte er schon einige zehn Klöße gerollt; aber in der Nacht darauf hatte die arme verhungerte Ratte im Tempel bereits die größere Hälfte davon verzehrt. Den verbleibenden kleinen Rest tat er in den Kessel, solange bis er das Wasser zum Kochen gebracht; aber es traf sich, daß er kein Brennholz mehr hatte. Nachdem er etwas Reisig geholt hatte, erlosch das Feuer wieder, und bis er wieder Feuer machen konnte, waren die Nudelklöße im Kessel weich geworden und bildeten zusammen einen Brei. Als er nun gerade seinen Kohlbrei essen wollte, da ging auf den vollen Dorfstraßen beim Scheine der Lampions und Fackeln das Krachen der Raketen los. O was war das für ein fürchterlicher Lärm! Aber es heißt ja: „Wenn das Ohr nichts hört, wird das Herz nicht erschreckt", und da Dschengs beide Ohren ihr Gehör verloren hatten, blieb er auch jetzt ganz ruhig.

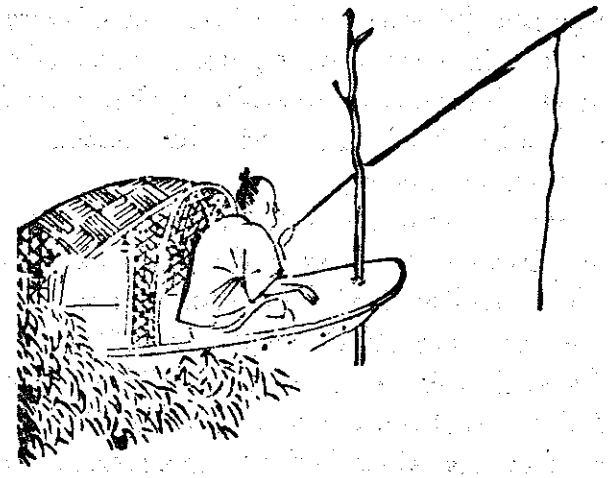
Wenn Dscheng auch von den Menschen verstoßen war, so sehnte er sich dennoch sehr nach den Leuten des Dorfes. Am ersten Tage frühmorgens, wenn man zum neuen Jahr Glück wünscht, ging auch er von Tür zu Tür und machte Kotau. Ehrlich gesagt, die Leute hatten wahrlich keinen Mangel an solchen Glückwunschbesuchen von so armen Teufeln. Obgleich sie seine Gratulation annahmen, so hüteten sie doch heimlich den Schweinskopf auf dem Tisch. Manche befahlen ihren Kindern ausdrücklich, wenn er an der Tür vorspräche, seinen Besuch abzulehnen und zu sagen: „Du brauchst nicht in unser Haus zu kommen. Vorsicht, der Hund beißt dich!"

Als er wieder zum Tempel zurückgekehrt war, war er ganz müde und außer Atem. Glücklicherweise war an diesem Morgen, als er zum Tempel zurückkam, niemand da, und er konnte das Glück von etwas Ruhe und Freiheit genießen. Er streckte sich auf dem armseligen Lager am Boden aus und schaute empor zu den beiden tellergroßen Löchern in der Decke des Raumes; er schaute und schaute, aber nichts fiel ihm ein, was er tun könnte. Die Ratte, die bereits das süße Essen gekostet hatte, kam wieder aus ihrem Schlupfwinkel hervor; als sie aber sah, daß keine Hoffnung auf mehr Essen vorhanden war, verschwand sie wieder in ihrem Loch.

Zunächst hatte Dscheng noch die eitle Hoffnung, abermals einen Mann zu finden, der Melonen pflanzte; als er aber die Menschen so indifferent sah, erkannte er das wirklich als eitle Hoffnung. Dann dachte er daran, wieder mit der Vogelflinte zu spielen, aber Hand und Auge wollten nicht mehr recht mit, und dann hatte er ja auch kein Geld mehr. So blieb nur der letzte Ausweg, in seine Heimat I Dschou zurückzukehren. Dort hatte er einen entfernteren Schwager, von dem er einmal einen Brief bekommen hatte. Wie sollte er aber

jetzt, auch wenn er dazu bereit war, in seinem kraftlosen Zustand dorthin gelangen? Seine einzige, himmelgroße Hoffnung war nur noch die, daß der Spieler Dschau Erl Hu nebst Genossen ihm erlauben möchte, wenigstens noch diese Nacht im Tempel bleiben zu dürfen.

Er war gerade im Begriff einzuschlafen, als ein Mann plötzlich eintrat mit einem Stück Fleisch und zwei Geldschnüren zu je tausend Kupferkäsch und freudig lächelnd zu ihm sagte: „Heute ist Neujahr, du sollst auch eine gute Mahlzeit haben!" Dscheng war es, als erkenne er in ihm seinen Schwager. Er blickte ihn genau an; in Wirklichkeit aber war es Dschau Erl Hu, der ihn auf der Stelle ausquartierte, er hatte auch weder Fleisch noch Geld bei sich.

Dscheng ging. Nun hatten die Leute einen neuen Gesprächsstoff: die einen meinten, er sei auf der Landstraße geendet und wilde Hunde hätten seine Leiche in Stücke gerissen; andere sagten, daß man ihn gerade am Neujahrstage hinausgeworfen, sei doch wirklich zu grausam gewesen. Nach drei Tagen aber, wahrhaftig, erinnerte sich kein Mensch mehr seiner. Seine Hinterlassenschaft, eine zerrissene Bettdecke und einen zerbrochenen Kessel nebst einem Teller, hatten selbstverständlich Dschau Erl Hu und Genossen übernommen. Von nun an aber war keine Spur mehr von dem Fremdling aufzufinden, der sich über vierzig Jahre obdachlos in unserem Dorfe Sung herumgetrieben hatte.

Nachdem die freudenreichen Neujahrstage vorüber waren, fingen die Bauern wieder mit ihrer Arbeit auf den Feldern und Gärten an. Plötzlich aber gab es eine Neuigkeit, die das ganze Dorf in Aufruhr versetzte: südlich vom Dorfe in dem Brunnen des Gartens Dschang Wu Wens hatte man eine Leiche mit ganz entstellten Gesichtszügen entdeckt.